

Hü, vorwärts!

Autor(en): **Hofmann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 45

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im nächsten Augenblick hörten die Bitternden aber auch schon Stimmen auf der Straße, diejenigen der erschrockenen Nachbarn und das Brüllen Grimellis: „Ich erschieße sie beide.“

Den Pfarrer hörte man auch: „Geben Sie mir das Gewehr, Carlo, Sie Unglücklicher!“ —

Er war der Erste, der in die dunkle Stube trat; der folgende war der Sindaco. Cesari konnte die brennende Kerze fast nicht halten, die er aus der Küche brachte.

Landfiedel und Doia standen engumschlungen in einer Ecke der Stube, zitternd, leichenblau — schuldbewußt.

Der Pfarrer schritt mit zornrotem Gesicht auf das Paar zu; Doias Hand ergreifend, trennte er die blasser Gestalt von der Heinrichs, drängte sich vor sie hin und schrie dem Fremden zu: „Sie Verdammter, durch Ihre Tat am See gezeichnet mit der Klaue des Teufels, was schänden Sie dieses Haus? — Was strecken Sie die Hand, die räudige, nach einer Tochter aus, die schon verlobt ist — Sie gemeiner, abscheulicher Reher!“

Seine Gestalt hüpfte, indem er sprach, und seine Stimme krächzte im Zorn.

„Gott, mein Kind blutet — es ist getroffen“, schrie der Syndaco.

Vom Haaranfaß lief Doia eine Träne Blutes in die Stirn.

„Es ist nichts, Vater“, tröstete sie; „es ist höchstens ein Glaspplitter der Lampe, der mich getroffen hat.“

Fortsetzung folgt.

Hü, vorwärts!

Von Hermann Hofmann.

Durch den Lasbergwald schritt im späten Nachmittag ein Soldat mit bepacktem Tornister. Es war Peter Ambühl, der einzige Sohn des Bergbauers Gottfried Ambühl auf der Tannegg.

Unter einem Ahorn hielt der Feldgraue an, wusch sich den Schweiß von der Stirne, zog nachher einen Zigarrenstummel aus der Patronentasche und zündete diesen an. Dann ging er weiter.

Jetzt trat er aus dem Wald. Vor ihm dehnte sich eine leicht ansteigende Heuwiese. Dahinter leuchteten der Rotstock und der Wetterfirs im sterbenden Gestrahl der sinkenden Sonne.

Peter Ambühl verlangsamte seine Schritte, als er die steile Schattenhalde hinaufstapfte.

Die abendliche Schwermut, die über dem ernsten Bergland lag, schlich sich in diesem Augenblick an Peters Seite und überschattete seine Seele.

Die Heimkehr aus dem Militärdienst war für ihn diesmal keine Freude. Er wußte, daß er daheim auf der Tannegg den Vater krank antreffen werde. Alois Zurbrugg, des Nachbarn Jüngster, der ihm während der Abwesenheit im Militärdienst den kleinen Viehstand besorgte, hatte ihm vor einigen Tagen geschrieben, daß sein Vater erkrankt sei und das Bett hüten müsse.

Peter Ambühl kannte die Ursache dieser Krankheit. Wirtschaftliche Not war es, die seit Monaten seinen Vater bedrückte und immer mehr seine Gesundheit untergrub. Das unheimliche Gespenst der Krise, das von der Nachkriegszeit geboren wurde, brachte nicht nur in die Städte Not und Elend, sondern tauchte plötzlich auch in den entlegensten Bergtälern auf und trug Kummer und Sorgen in die kleinsten Alphütten. Dieses unsagbare Gespenst hatte ebenfalls den Weg auf die Tannegg gefunden. Mit steinerne Unerbittlichkeit begehrte es Einlaß und ließ sich nicht mehr verdrängen. Vater Ambühl raffte alle seine Kräfte zusammen und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er sparte und geizte oft sogar, aber es nützte nicht viel. Die Schulden stiegen fortwährend an, und die Zinsenlast erdrückte ihn beinahe. Im vergangenen Jahr mußte er auf Martinstag die beste Milchkuh verkaufen. Seither war er stiller und wortfarger geworden.

Als Peter zum Militärdienst einrückte, da fühlte er, daß sein Vater schwer an seinem Los zu tragen hatte. Und jetzt, da er heimkehrte, wurde ihm bewußt, wer seinem Vater die Gesundheit geraubt und ihn ans Krankenlager gefesselt hatte.

Sein Herz schlug bei diesen Gedanken heftig und schmerzlich. Er warf den Zigarrenstummel ins duftende Heugras und preßte einige unverständliche Worte hervor.

Jetzt hörte Peter Tritte. Er blieb stehen und schaute sich um. In diesem Augenblick trat aus dem Schatten einiger Wettertannen, die am Rande des Finstergrabens standen, ein Mann hervor und führte eine Kuh talwärts. Peter stutzte einen Moment, dann aber zündete plötzlich eine fieberhafte Glut aus seinen Augen. Er bebt leise am ganzen Körper.

Der Mann kam näher. Peter Ambühl schritt hastig auf ihn zu. Er kannte ihn nicht. In starker Erregung rief er:

„Das ist ja ‚Krone‘, unsere jüngste Kuh!“ Er legte dem Tier, das ihn mit glühenden Augen gutmütig anschaute und die rauhe Zunge nach dem Tornister ausstreckte, die Hand auf den Rücken und herrschte dann den Unbekannten an:

„Wohin willst du mit unserer Kuh?“

„Das ist meine Sache“, entgegnete dieser schroff, „das Tier gehört mir.“

Er zog am Strick, und ‚Krone‘ folgte willig nach. Als beide unten beim Lasbergwald angelangt waren, wandte die Kuh den Kopf, mußte gegen die Schattenhalde hinauf und verschwand nachher mit dem Fremden im Forst.

Peter Ambühl, der wie festgebannt am gleichen Ort längere Zeit stehen blieb, war es, wie wenn seine Seele von Schmerzen zerstoßen würde.

„Gepfändet!“ kam es bitter über seine Lippen, dann schritt er der Tannegg zu.

Der leise Abendwind trug dem Heimkehrenden eine Welle von Heuduft entgegen. Aus leuchtenden Blumentepichen klang eintöniges Gezirp der Grillen. Die Schatten begannen allmählich zu wachsen; sie stiegen höher und höher, löschten die bunten Farben der Bergmatten, erkletterten endlich den Rotstock und den Wetterfirs, dämpften das Abendgold auf Fels und Fluß und verwandelten nach und nach die lichten Gipfel in dunkle Buchten.

Als Peter Ambühl daheim ankam, fand er den Vater fiebernd im Bett. Frau Zurbrugg, Alois Mutter, pflegte ihn. Peter erschrak, als er seinen kranken Vater erblickte. Es war ihm, als sei er inzwischen viel älter geworden.

Er hängte seinen Karabiner über dem Ofen an die Wand, legte den Tornister auf eine Stabell, setzte sich dann an seines Vaters Bett und erkundigte sich nach seinem Befinden. Nachher begann Peter vom Militärdienst zu erzählen. Vater Ambühl sprach nur wenig. Sein Atem ging schwer. Von Zeit zu Zeit schaute er an die Wand, wo das Bild seiner verstorbenen Frau hing. Und jedesmal, wenn er den Blick auf das Bild heftete, wechselte der Glanz in seinen Augen.

Nach dem Nachtessen, als Frau Zurbrugg heimgekehrt war, und Peter allein in der niederen, von einem Petrolämpchen erhellten Stube bei seinem Vater saß, fing dieser mit leiser Stimme an: „Peter, deine Mutter ruft mich. Ich fühle es, meine Zeit ist dahin. Es sind jetzt ungefähr dreißig Jahre her, daß ich von meinem Vater dieses Berggütlein übernommen habe. Deine Mutter und ich bearbeiteten es fleißig und mit Freude. Wir hatten oft keine leichte Sache. Manche Hoffnung blieb unerfüllt. Aber die Liebe zu unserer schönen Bergheimat und ein starker Glaube verliehen uns immer wieder neue Kräfte und neuen Mut, und unser Hoffen ging nie ganz verloren, auch in schwersten Zeiten nicht.“

Die Not im Lande hat meinen Lebensabend verdunkelt. Unser Gütlein ist verschuldet wie nie zuvor. Es ist nicht meine Schuld. Am letzten Martinstag mußte ich die beste Kuh hergeben. Heute hat man mir ein weiteres Tier weggenommen.

Peter, so muß ich dir die Tannegg überlassen. Du wirst eine schwere Bürde tragen müssen. Finster und ungewiß ist der Weg in die Zukunft. Peter bleibe stark. Du bist noch jung, und

deine Kräfte sind unverbraucht. Und die Tannegg, Peter, laß sie nicht aus deinen Händen, hab' sie lieb; und wenn es dir schlecht geht, dann mach's wie ich: Blick' vorwärts, Peter, vorwärts."

* * *

Einige Tage später trug man Vater Ambühl auf den Friedhof hinaus. Peter war jetzt Tanneggbauer.

Oft wenn er sich spät abends müde in sein Lischenbett legte, löschte er mit einem Seufzer das Petrolämpchen, schaute dann in die Finsternis und dachte seinen Schulden nach. Und wenn er manchmal keinen Ausweg mehr sah, raffte er sich plötzlich wieder zusammen und erinnerte sich an die letzten Worte seines Vaters. Und es war ihm, als hörte er aus dunkler Ferne: „Blick' vorwärts, Peter, vorwärts!"

* * *

Als Peter Ambühl eines Abends im Wolfboden Heugras mähte, kam von der Susweid herunter des Seelithalb Bauers Tochter, Breneli von Allmen.

Peter kannte Breneli schon von der Schulzeit her. Als die Tochter über den Wolfboden schritt und den jungen Mäher erblickte, rief sie ihm zu:

„He, Peter, mach' bald Feierabend, du siehst ja nichts mehr!"

Peter wandte sich gegen Breneli und entgegnete:

„Sobald die Matte abgemäht und das Gras gezettet ist, mache ich Feierabend, vorher nicht." Und dann fuhr er lächelnd fort: „Uebrigens, wenn du mir helfen willst, so wäre das gar allerliebste von dir. Schau, die Holzgabel dort unter der Esche wartet ja schon lange auf dich."

„Das würde dir natürlich passen", meinte jetzt des Seelithalb Bauers Tochter, „doch so rasch geht das nicht. Sag' mal, was bezahlst du für einen Lohn?"

„Von dem kann allerdings keine Rede sein", antwortete Peter, „Schuldenbergbäuerlein können keinen Lohn bezahlen; dafür dürfen sie aber beim Sternenschein arbeiten."

Aus seinen letzten Worten verspürte man etwas wie Bitterkeit. Peter traute seinen Augen kaum, als Breneli plötzlich die Gabel ergriff und anfang, das Gras zu zetten.

Er weckte die Sense, bewunderte dabei heimlich die schöne Gestalt des Mädchens und mähte dann weiter.

Hinter der Abendbergfluh hervor guckte jetzt der Mond, goß sein mildes Licht über die Berge, die Tannegg, den Wolfboden und die beiden jungen Menschen. Als der Mond über dem Rotstock stand, war alles Gras gemäht und gezettet.

„Wenn du nichts dagegen hast, Breneli, so begleite ich dich ins Seelithal hinab. Es ist ja schon spät."

Bei diesen Worten hängte Peter die Sense in die Esche und versteckte Gabel und Wehsteinfäß unter dem Gras.

Breneli lehnte das Anerbieten nicht ab. Langsamem Schrittes zogen hierauf die beiden talwärts.

In den finstern Tannenwipfeln begann der Nachtwind zu singen. Der Gesang wurde immer stärker. Ueber dem Wetterfirst türmte sich drohend schwarzes Gewölk. Der Mond wurde plötzlich verdunkelt. Schärfer pfiß der Wind über die Bergmaten. Sein Singen steigerte sich zum Geheul.

Breneli drängte sich ängstlich an Peters Seite. Er legte beidend den Arm über seine Schulter. Breneli schaute mit großen, leuchtenden Augen zu ihm empor. Da schloß er das Mädchen fest in seine Arme, küßte es auf den lächelnden Mund und sprach: „Nun mußt du doch noch deinen Lohn haben."

„Peter, mein Peter!" kam es freudig über Brenelis Lippen.

Inzwischen war es stockdunkel geworden.

„Wir müssen uns beeilen, es ist ein Unwetter im Anzug", sagte Peter und schaute zum Nachthimmel empor.

Als sie im Seelithal angelangt waren, zerriß jäh ein Blitz die Finsternis. Schwere Tropfen klatzten ins Gras.

Peter küßte noch einmal sein junges Glück, dann aber lief er raschen Schrittes heimwärts.

Feuriger zuckten die Blitze, fürchterlicher heulte der Sturm, und der Regen fiel in Strömen. Vom Wetterfirst her vernahm Peter ein unheimliches Tosen und Donnern. Ihm hangte. Er wußte: Das waren die wilden Wasser, die schon oft auf der Tannegg böses Unheil angerichtet hatten.

Peter leuchte. Sein Atem ging hastig. Seine Beine ermüdeten. Es war ihm, als ob der Sturm ihm zurief:

„Hü, vorwärts! Vorwärts!"

Endlich kam er auf dem Wolfboden an. Er verlor den Weg unter seinen Füßen. Ringsum hörte er das Wildwasser brüllen. Jetzt stolperte er über Steine und fiel nieder. Ein greller Blitz erhellte in diesem Augenblick den Wolfboden. Da schrie Peter in die Nacht hinaus. Der Wolfboden, seine beste Heumatte, war verschüttet. Stöhnend erhob er sich und stapfte durch Schutt und Schlamm heimwärts.

Ganz nahe an seinem Haus vorbei war der Erdschlipf gegangen. Wankend trat Peter in die Stube. Im Stalle brüllten die Kühe und wieherte das Pferd. Peter sank wie gelähmt auf sein Bett nieder und verbarg den Kopf im Kissen.

Am nächsten Morgen trat er vor das Haus und überschaute das verwüstete Land im Wolfboden.

Dann dachte er an Breneli.

Und mit einem Male war es ihm, als rief eine Stimme:

„Blick' vorwärts, Peter, vorwärts!"

Gegen Mittag spannte er das Pferd an den Bretterwagen, fuhr zum Wolfboden hinunter und fing an, Steine und Geröll aufzuladen. Den Hang hinunter sprudelten immer noch verirrte Wässerlein.

Als Peter die erste Ladung wegführen wollte, sah er Breneli daherkommen.

„Peter!" rief es schluchzend und warf sich ihm an die Brust.

Dann fuhr es fort:

„Ich will dir helfen."

Peter schaute in Brenelis traurig-ernste Augen. Dann blickte er hinauf in die Berge. Wie erschienen sie ihm heute so groß, so gewaltig, so erhaben und herrlich!

Er knallte mit der Peitsche, und mit einem stillen Leuchten im Herzen rief er seinem Pferd zu:

„Hü, vorwärts!"

* * *

Besuch auf dänischen Volkshochschulen

Die Vereinigung der Freunde schweizerischer Volksbildungsheime veranstaltete diesen Sommer eine Reise nach Dänemark, um die Teilnehmer mit Land und Leuten der nördlichen Demokratie bekannt zu machen und ihnen vor allem einen Einblick in die dänischen Volkshochschulen zu verschaffen. Längst schon war meine Sehnsucht nach Norden gerichtet, und nun sollte sie auf schöne Weise Erfüllung finden. In den 25 Unbekannten, die sich am letzten Juliabend zur langen gemeinsamen Fahrt am badischen Bahnhof in Basel trafen, fand ich eine angenehme Reisegesellschaft, und in Dänemark wurden wir freundlich aufgenommen und trefflich geführt. So wurde die Reise zum reichen, beglückenden Erlebnis.

Danabod auf der kleinen, fruchtbaren Insel Als, die der Ostküste Südjütlands vorgelagert ist, öffnete uns als erste Volkshochschule ihre Tore. Unser Autobus fuhr in einen geräumigen, von Wirtschafts- und Schulgebäuden umschlossenen Hof. Vorsteherpaar und Lehrerschaft standen zum freundlichen Willkommen bereit und führten uns in unsere Zimmerchen, die zwei und drei zusammen teilten. Sie waren äußerst einfach: schmale Betten, Tisch und Stühle. Und doch fühlten wir uns gar bald wohl und geborgen in dem schlichten Heim. Wir nahmen im großen, mit Bildern und Blumen geschmückten Eßsaal gemeinsam mit Lehrerschaft und Schülerinnen die Mahlzeiten ein (süße Suppen